

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 2

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

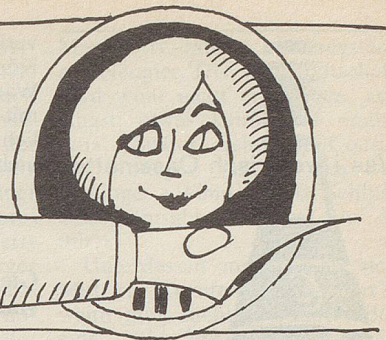
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Wer kann was bezahlen?

Dem viel umkämpften Hausfrauenlohn hat der «Brückenbauer» eine bemerkenswerte Umfrage gewidmet. Was dabei herauskam, tönte so:

In der Regel kann ein Mann einen Hausfrauenlohn, der seinen Namen auch verdient, gar nicht bezahlen.

Der Staat soll ein rechtes Kindergeld ausrichten. Aber eben, noch mehr Staat?

Der Mutter-Beruf muss aufgewertet werden.

Man sieht, es gärt in den Herzen der Frauen. Warum wünschen wir uns so dringend eine wirtschaftliche Selbstständigkeit? Zuerst wohl einfach darum, weil Frauen, die es auf sich nehmen,

jahrelang für ihre Kinder da zu sein, unbedingt die Würde einer gewissen Unabhängigkeit brauchen. (Wie soll man anders auch stolze Söhne erziehen?)

Frauen in gutgestellten Familien können mit ihren Ehemännern private Arrangements treffen. In einfachen Verhältnissen aber ist ein Mutterlohn dringend nötig, damit die Frau sich in Ruhe der Erziehung ihrer Kinder und ihrer eigenen Bildung widmen kann. Denn: gerade junge Väter in Arbeiterkreisen empfinden sich oft als zurückgesetzt, wenn sie sich der Kinder wegen nichts mehr leisten können, eventuell nicht einmal Bücher und Kurse. Der Mut sinkt, die Atmosphäre wird kleinlich, und die Liebe verflüchtigt sich. Ein Mutterlohn, ein Betrag, der von Anfang an für Frau und Kinder

bestimmt ist, könnte da viel helfen. Er darf aber nicht vom Arbeitgeber kommen, weil sonst ungerechte Verhältnisse am Arbeitsplatz entstehen. (Man denke nur an die Freude eines Unternehmers, der einem nachlässigen, aber kinderreichen Angestellten einen relativ hohen Lohn bezahlen müsste...)

Nun hat ein fast vergessener Sozialreformer anfangs dieses Jahrhunderts, Silvio Gesell, eine Idee entwickelt, die wir jetzt studieren sollten. Kurz gefasst heisst es, man soll doch den Mutterlohn da nehmen, wo er entsteht. Wer hat einen direkten wirtschaftlichen Vorteil vom Kindersegen, fragte sich Silvio Gesell, und kam auf die Grundbesitzer. Wie diese von der steigenden Nachfrage profitierten, zeigten die letzten Jahre. Land ist doch

die Lebensgrundlage jedes einzelnen: wir brauchen Nahrung, wir nehmen die Rohstoffe für Kleidung und sonstiges von der Erde, und nicht zuletzt brauchen wir auch ein Plätzchen, um das Kinderbettchen darauf zu stellen. Da die Erde nicht gemacht und nicht vergrössert werden kann und wir alle, alle auf sie angewiesen sind, sollte sie uns auch allen gehören. Jeder, der Land nutzen will, zum Bauen, Pflanzen oder sonstwie, der sollte der Allgemeinheit seinen Pachtzins zahlen müssen und nicht einem zufälligen, privaten Grundbesitzer. Und dieser Pachtzins, der auf jeden Fall bezahlt wird, der soll den Mutterlohn bilden. Wie das juristisch und technisch zu bewältigen wäre, ob über die Gemeinden oder über Genossenschaften, ist jedenfalls eine Forschung wert. Anna Ida

Die leutseligen Verkehrsbetriebe

Ende Oktober. Wieder einmal bin ich im Tessin, geniesse die Nachsaison in den still gewordenen Gässchen, steige durch bunte Kastanienwälder, trinke vor einer kleinen Trattoria am Granittisch neben dem Oleanderbusch genüsserisch einen Aperitivo, sehe und höre dabei den Einheimischen zu, die sich in ihrem Dialekt angeregt unterhalten, und stelle wieder einmal fest, wie viel spontaner und kontaktfreudiger unsere südlichen Landsleute sind. Zum Beispiel: Eines Abends steige ich in Ascona in den Bus nach Locarno. Die Billetteuse ist eine freundliche Frau in mittleren Jahren. Hinter mir tritt ein junger Bursche ungeduldig von einem Fuss auf den andern. «Moment bitte», sagt die Billetteuse zu ihm, während sie ruhig mein Billett knipst, «hier werden zuerst die Damen bedient.» «Ich muss eben auf die Toilette», erklärt der Angeredete rundheraus. «Warum gehen Sie dann nicht?» «Keine Zeit.» «Dann warten Sie halt, bis wir angekommen sind. Man gewöhnt sich dran.»

Ein paar Tage später fahre ich auf der gleichen Strecke. Wieder fährt die Billetteuse mit. Ein alter

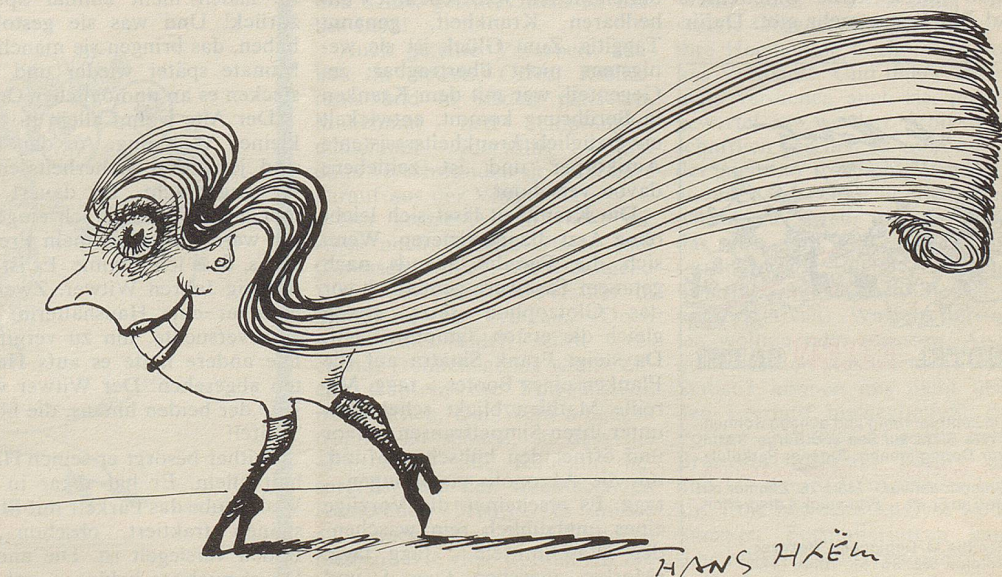
Mann steigt ein. «Da kommt mein Freund», begrüsst sie ihn herzlich. «Wie geht es Ihrer Frau?» Und der Mann, der eben noch bekümmert dreinblickte, berichtet, dass es ihr heute ein bisschen besser gehe und dass sie vielleicht bald aus dem Spital heimkehren könne. Er ist glücklich über die Anteilnahme. Liebenswürdig plaudert die Billetteuse mit den Umsitzenden. Auf

die Bemerkung eines Fahrgastes, wie gutgelaunt sie immer sei, meint sie achselzuckend: «Ich bin halt so geboren.»

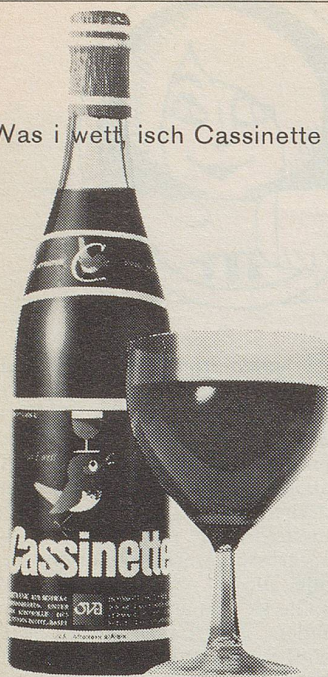
Ein andermal fahre ich mit dem Zug von Bellinzona nach Locarno. Es ist ein finsterer, regnerischer Abend, und die Gesichter der Fahrgäste sehen dementsprechend aus. Nicht so das des jungen Kondukteurs. Vor Locarno geht er noch einmal

durch den Wagen und ruft: «Locarno, l'ultima! Scendono tutti!» (Locarno, Endstation! Alles aussteigen!) Aber er sagt es ja gar nicht, er singt es, kleidet die trockene Mitteilung in eine kleine Melodie. Mit einem Schlag hellen sich die Mienen der Reisenden auf, und dem Wagen entsteigen lauter schmunzelnde Menschen.

In meinem Hotelbett meditiere



Was i wett isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **ova** - Produkt

ich über dem Gedanken, wie es wäre, wenn man das Reisen in den öffentlichen Verkehrsmitteln der deutschen Schweiz etwas persönlicher gestalten würde. Der Kondukteur auf der Bern-Schwarzenburg-Bahn zum Beispiel könnte sein «Schwarzenburg, alles aussteigen!» nach der Melodie «S isch e wyte Wäg ufs Guggershörnli» singen. Und in den Trams der Stadt Bern – aber da fällt mir ein, dass es dort schon längst keine Billetteusen und Billetteure mehr gibt. Dafür

St. Moritz

HOTEL EDEN GARNI

Im Zentrum ruhig und günstig wohnen. Freie Sicht auf See und Berge. 3 Min. zur Corvigliaabahn. Eigener Parkplatz. Bus-Verbindung zum Bäder-Zentrum. Saison: Januar – März 78. Zimmer mit Bad ab Fr. 40. –. Frühstück à discrétion.

Familie M. Degiacomi, Besitzer
Telefon 082/361 61, Telex 74401

verkehrt auf der Linie Bern-Köniz ab und zu ein Bus, dessen Wände und Decke innen ganz mit Stoff bespannt sind. Schliesslich bezahlen wir für Komfort, nicht für menschliche Kontakte!
Annemarie A.

Gleichberechtigung von Mann und Frau?

Wir wohnen in einem Städtchen im Emmental, das von seinen Bewohnern oft und gerne als heimelig bezeichnet wird. Seit längerer Zeit fiel mir auf, dass an mich adressierte amtliche Anschriften, die von unserer Gemeinde stammten, stets die Berufsbezeichnung «Hausfrau» trugen. Da ich zwar verheiratet, aber Akademikerin bin, die ihren Beruf hauptamtlich ausübt, fühle ich mich viel mehr als Repräsentantin meines Berufs als etwa als Hausfrau. Deshalb habe ich der Gemeindekanzlei geschrieben und sie um die entsprechende Aenderung ersucht. Wissen Sie, welche Berufsbezeichnung jetzt aufgeführt wird? Keine mehr. Hätte mein Mann einen Dokortitel, wäre ich selbstverständlich in allen Geschäften des Ortes «Frau Doktor», und auf den amtlichen Anschriften hiesse es «Hausfrau».

Eine Kleinigkeit? Vielleicht. Eine signifikante, scheint mir.

ves

Moderne Krankheit

Seit wir in unserem Dorf die Gemeinschaftsantenne für das Fernsehen sowie privat ein Fernsteuerungskästchen besitzen – Sie wissen schon: zehn Programmköpfe, lauter/noch lauter, soniger/düsterer, farbiger/fader etc. – also seit diesem Moment leidet mein Herzallerliebster an einer unheimlichen, wahrscheinlich unheilbaren Krankheit, genannt Taggitis. Zum Glück ist sie wenigstens nicht übertragbar; im Gegenteil, wer mit dem Kranken in Berührung kommt, entwickelt unverzüglich krankheitsresistente Antikörper und ist zeitlebens davon verschont.

Die Krankheit lässt sich leicht ohne Arzt diagnostizieren: Wenn sich die Familie abends nach getanem Tagewerk genüsslich vor das Glotzophon setzt, treten gleich die ersten Symptome auf. Da steigt Frank Sinatra auf die Planken eines Bootes – tagg. Mirille Mathieu blickt schelmisch unter ihren Simpelfransen hervor und öffnet den hübschen Mund, um die Akropolis zu besingen – tagg. Es erscheinen die Vorzüge eines unglaublich rein waschenden Waschmittels – tagg tagg. (Merke: zwischen tagg 1 und

tagg 2 liegt ein offensichtlich toter Sheriff.) Bei gewissen Staatsoberhäuptern und bestimmten Bundesräten nimmt die Krankheit galoppierende Formen an. Negertänze und Leutnant Kojak üben eine beruhigende Wirkung auf den Krankheitsverlauf aus. Schon ein paar mal habe ich auf eine wunderbare plötzliche Heilung gehofft. Natürlich vergeblich. Kurz vor dem Schlafen gehen tritt die allabendliche Krise auf. Tagg tagg tagg, ohne Unterlass.

Sollte ich in die Politik einsteigen und einstmals Kantons- oder Nationalrätin werden, so bestünde meine erste Amtshandlung darin, dass ich einen parlamentarischen Vorstoss lancierte, der die Taggitis zum Ehescheidungsgrund erheben würde. Nicht, dass ich selbst je einmal genug von meinem Ehegespons hätte, oh nein. Aber ich kann mir vorstellen, dass es Frauen gibt, deren zarte Seele beim Zusammenleben mit einem Taggitis-befallenen Mann leicht ins Beben gerät.

Ruth K.

Die bösen Tüüfel

Ich habe einen alten Mann geerbt. Zum Erben habe ich nicht viel Begabung, und öfters bekomme ich einfach, was andere lieber nicht wollen.

Also diesmal ist ein alter Mann an mich übergegangen. Mein Vater hat zu Lebzeiten etwas für den Greis gesorgt und ihm zurechtgeholfen. Diese Pflicht ist mir nun zugefallen. Erstaunlicherweise hat mir der Alte sofort sein Herz und sein Vertrauen geschenkt.

Sonst traut er jedoch keiner Menschenseele. Kein Wunder, wird doch sozusagen jede Nacht bei ihm eingebrochen! Und die bösen Tüüfel sind so raffiniert, sie lassen nicht einmal Spuren zurück! Und was sie gestohlen haben, das bringen sie manchmal Monate später wieder und verstecken es an unmöglichen Orten.

Der Alte wohnt allein in einer kleinen Wohnung. An der Türe sind jetzt drei Sicherheitsschlösser angebracht. Es dauert immer eine Weile, bis ich eingelassen werde, obschon mein Freund weiss, dass ich komme. Er ist seit dreissig Jahren Witwer. Zweimal hatte er eine Haushälterin. Die eine versuchte, ihn zu vergiften. Die andere hatte es aufs Heiraten abgesehen. Der Witwer warf jede der beiden hinaus, die bösen Tüüfel!

Seither besorgt er seinen Haushalt allein. Er hat sogar in der Wohnstube das Parkett mit Stahlspänen traktiert, obschon der Boden versiegelt ist. Die andern Hausbewohner beklagen sich re-

gelmässig über den Gestank verbrannter Milch und anderer Speisen. Diese bösen Tüüfel stehen eben dauernd draussen und riechen am Schlüsselloch.

Eine entfernte Verwandte kam einmal und putzte ihm die Küche. Decke und Wände und Boden. Zwei Tage lang arbeitete sie, und er stand unter der Küchentüre und bewachte sie. Zu Essen gab es nichts in all der Zeit. Am Ende verlangte die Frau fünfzig Franken für ihre Mühe. Da wies er ihr die Türe und schrieb ein neues Testament und vermachte sein Gut und Hab dem Tierschutzverein. Die bösen Tüüfel von Verwandten sollen nur staunen.

Eines Morgens telefonierte er aufgeregt nach mir: er könne sein Sparbuch nicht finden, die Tüüfel hätten es gestohlen. Ich ging, und wir begannen zu suchen. Ich tat es ungern, das Einmischen in fremde Papiere ist nicht angenehm. Wir fanden kein Büchlein in der Tischschublade, und ich fragte eindringlich, ob er nicht noch andere Dokumente besitze. Da ging ein Licht in seinen alten Augen auf! Er kramte lange am Boden seines Schlafzimmerschranks und brachte endlich eine schwarze Wachtuchtasche zum Vorschein. Die Einkaufstasche der Frau selig. Er leerte den Inhalt auf den Tisch, und da flatterten Quittungen, Garantiescheine, Policen und das gesuchte Sparbuch wild durcheinander. Was ferner flatterte und mir die Haare zu Berge trieb, das waren sechs gute schweizerische Tausendernoten!

Meine Vorhaltungen trafen den Alten durchaus nicht. Die Noten hatten sie ihm natürlich zugesteckt, die bösen Tüüfel, um ihn verdächtig zu machen!

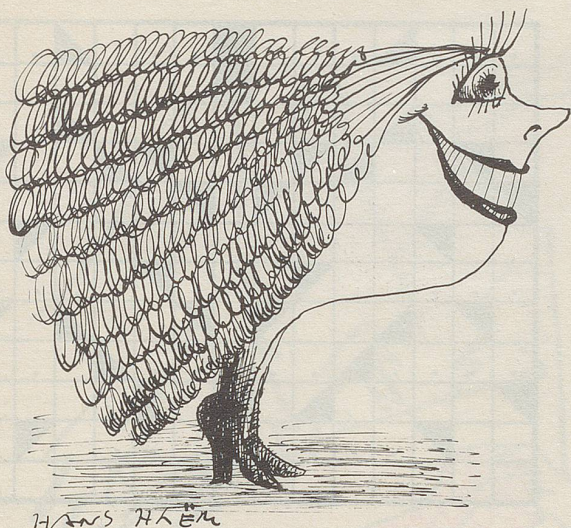
Ob wohl oder übel, mein Schützling wird eines Tages in ein Heim ziehen müssen. Ich möchte das lieber nicht veranlassen. Denn sicher käme ich dadurch auf die Stufe der bösen Tüüfel. Und das möchte ich nicht.

Gertrud

Für die Direktion der PTT

Um Missverständnissen vorzubeugen: Das folgende Telefongespräch ist frei erfunden – ich kenne nur überlastete Psychiater. Nicht erfunden, sondern leider bald Realität, ist das Problem, das damit dargestellt werden soll.

Herr Dr. X, FMH für Psychiatrie, spricht mit seinem Freund, dem Direktor der PTT: «... nicht so besonders. Im Zuge der Rezession habe ich merklich weniger Arbeit. Wenn ich nicht meine getreuen Analysanden hätte... Ach, was du nicht sagst, das ist eine Nachricht! Innerorts Zeit-



impulstarif? Das wird meinem flauen Geschäftsgang Auftrieb geben... ja, ja, es gibt immer wieder Leute, die behaupten, ein Gespräch mit Angehörigen oder Freunden erleichtere sie ebenso sehr... nein, nein. Es wird unfehlbar wirken. Du kennst die Schweizer nicht, die stecken doch alle noch in der analen Phase, Geld bedeutet ihnen etwas. Ob ein Gespräch zehn Rappen kostet oder einen Franken siebzig, das ist ein wesentlicher Unter-

schied. Der Durchschnittsbürger ist sparsam, sparsam bis in die Knochen. Fährt er nicht lieber dreimal kreuz und quer durch die Stadt, als einer Parkuhr zu opfern? ... nein, du täuschst dich: Das freie, spontane, herzliche Gespräch am Telefon, wechselseitige Seelsorge am Telefon – das wird ein für allemal vorbei sein... Ach, du meinst, sie zahlen lieber zwei Franken in der Stunde der PTT als hundertzwanzig Franken mir... sie wer-



den es nicht rechtzeitig merken: schleichende, fortschreitende Kontaktverarmung, Versanden der verbalen Kommunikationsfähigkeit, Verkümmern der Emotionalität... was meinst du? Sie könnten am Ende auf meiner Couch gar nicht mehr sprechen?! Hm, ich habe schon jetzt solche... unglaublich wortkarger Schlag... Was du nicht sagst – es wäre eigentlich gar nicht nötig? Gute Jahresabschlüsse der PTT? Wenn ich an die Krankenkassen denke, sie könnten einem leid tun... Vermehrt auftretende Depressionen? Gewiss... ja, nach Professor Kielholz leiden fünfundzwanzig Prozent der Schweizer im AHV-Alter daran... ja, schon jetzt... gebrechlich... einsam... es gibt ausgezeichnete Medikamente dagegen... Chemieaktien kaufen? Nein, so weit würde ich mit meiner Prognose nicht gehen...»

Ariane

Die Vernissage

Sind Künstler von Natur aus introvertiert, schüchtern, und die des weiblichen Geschlechtes noch mehr? Sind unsere Arbeiten nicht Kinder unseres Innersten, in welchen alles zum Vorschein kommt? Haben wir darum Hemmungen, sie zu zeigen? Auf jeden Fall brauchte es Ueberwindung, auf den Vorschlag des Kollegen einzugehen und mit ihm auszustellen.

Allein an einer Vernissage dem Publikum, sozusagen entblösst, ausgestellt zu sein, welche Tortur! Aber zu zweit sollte es doch besser gehen. Wenn man diese Kinder, so vollkommen fertiggepinselt, der Kritik preisgibt und zum Verkauf anbietet, kann man sich eventuell mit gemeinsamem Lachen schadlos halten. Also, frisch gewagt ist halb gewonnen, und sonst, geteiltes Leid ist halbes Leid!

Auch geteilte Vorarbeit: Plakate in Beizen, Cafés, Restaurants und in Läden plazieren. Manchmal nett empfangen, manchmal widerwillig – und dann verschwanden sie auch kurz darauf aus der Vitrine!

Der grosse Abend rückt an. Alles nach bestem Wissen und Gewissen vorbereitet. Genügend Wein, um eventuelle Käufer in Stimmung zu bringen. (Doch sollten die Bilder, selbstprechend, fröhlich genug sein!) Zuerst tröpfeln die Eingeladenen nur spärlich. Der Wein hingegen tröpfelt zu schnell, so dass die «Bardame», eine Kollegin, besorgt ist und den weinliebenden Kameraden bremst: es müsse auch noch etwas für die andern bleiben! Wie viele werden auf die vielen Einladungen kommen?

Man hofft, zahlreich, wenigstens aus Neugier. Die Verwandtschaft wird wohl nicht erscheinen, aus Angst, etwas kaufen zu «müssen». (Später zieht der Cousin des Kollegen sich so aus der Schlinge: «Wenn dir am Schluss eines übrigbleibt, sagst du es mir!»)

Unterdessen macht man sich Mut mit Zurufen: Was schert's, wenn man nichts verkauft oder eine schlechte Kritik haben sollte? Hat van Gogh ein einziges Bild verkauft, sein ganzes Leben lang? Und die Impressionisten hatten überhaupt schlechte Kritiken. Heute erreichen die Bilder astronomische Preise, wenn sie nicht in Museen sind.

Aber die Kritik war gut (schlechtes Omen für bleibende Werte?), beruhigte erste Käufer und versuchte zukünftige. Was die Meinungsbildung ausmacht! Beim jetzigen Künstlerüberfluss – mehr Künstler als Käufer – gewichtig in der Kaufwaagschale.

Das Experiment schloss positiv. Wir hatten viel Spass dabei, und zum Schluss haben wir uns gegenseitig noch ein Bild abgekauft. Es lebe die Künstlersolidarität!

Hanni

Das Bruttosozialprodukt

Das Wort gefällt mir eigentlich sehr. Seine Ausstrahlung ist so warm-umfassend. Aber nur auf den ersten Blick, leider. Wenn das Ergebnis aller Tätigkeiten unserer Nation in einer sehr hohen Zahl zusammengefasst wird, enthält sie z. B. die Erträge aus der Milchwirtschaft und aus der Textilindustrie, was sehr positive Dinge sind. Aber auch die Summen, die für Spitalkpflege und Unfallfolgekosten ausgegeben werden, vergrössern das Bruttosozialprodukt, und ebenfalls alles, was für Waffen bezahlt wird. Wenn auch Waffen eher unsoziale Gegenstände sind, so gibt ihre Herstellung doch vielen von uns Verdienst. Und daher, meint man, verdienen auch sie, positiv gewertet zu werden. Volkswirtschaftlich gesehen ist es aber leider nicht so tröstlich. Wenn wir es uns ganz genau überlegen, so würde das Mehr an Erträgen, das aus der Waffenproduktion resultiert, gar nicht gebraucht, wenn wir nicht eben die (eher unproduktiven) Waffen herstellen wollten oder müssten. Auch die schönsten Ausdrücke aus der Statistik können uns nicht über den Leerlauf hinweghelfen: der Posten «Waffen» geht beim Bruttosozialprodukt positiv ein und bei den Steuern wieder hinaus. Eine bewusste Analyse wohltonender Formulierungen kann sehr hilfreich sein, besonders vor Volksabstimmungen. Anna Ida